

## VORWORT

Im Zusammenhang mit Arbeiten zur Verzeichnung des Scherer Nachlasses<sup>1</sup> und der kommentierten Edition von Scherer-Korrespondenzen<sup>2</sup> ist das Hamburger Forschungskontor für Wissenschaftsgeschichte auf das Desiderat einer Edition der Briefe von Richard Heinzel an Wilhelm Scherer gestoßen. Mit Hilfe einer Anschubfinanzierung der Hamburger Akademie der Wissenschaften konnten die im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften verwahrten Briefe Heinzels durch Felix Oehmichen transkribiert werden. Die vorliegende kommentierte Ausgabe der Briefe Heinzels an Scherer sowie der wenigen überlieferten Briefe Scherers an Heinzel wurde durch ein von der Fritz-Thyssen-Stiftung finanziertes Forschungsprojekt ermöglicht, das vom Frühjahr 2016 bis Frühjahr 2017 am Institut für Germanistik an der Universität Hamburg von Felix Oehmichen bearbeitet wurde.

Für die freundliche Genehmigung zum Abdruck der Handschriften, für Reproduktionen sowie wertvolle Erschließungshinweise sind wir insbesondere dem Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften dankbar, für einige Ergänzungen der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg. Eine von Samuel Singer nach Heinzels Tod veranlasste Rohtranskription der meisten Heinzel-Briefe an Scherer stellte uns die Burger-Bibliothek (Bern) dankenswerter Weise zur Verfügung.

Für die hilfreiche Unterstützung unserer Arbeiten sind wir den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Bibliothek und der Verwaltung des Instituts für Germanistik dankbar verpflichtet. Ohne die fachkundige Beratung in zahllosen Einzelfragen der im Folgenden schlicht alphabetisch aufgeführten Kolleginnen und Kollegen hätten Edition und Kommentar nicht realisiert werden können: Markus Altrich-

- 1 Vgl. Der Nachlass Wilhelm Scherers in Berlin. Verzeichnisse zum Hauptnachlass Scherer im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und zum Teilnachlass Scherer in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Bearb. von Mirko Nottscheid, Heike-Fanny Braun und Hans-Harald Müller. Untr. Mitarbeit von Jakob Michelsen. Wiesbaden 2011 (Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Kataloge der Handschriftenabteilung. R. 2: Nachlässe 7).
- 2 Vgl. zuletzt Disziplinentwicklung als „community of practice“. Der Briefwechsel Wilhelm Scherers mit August Sauer, Bernhard Seuffert und Richard Maria Werner aus den Jahren 1876 bis 1886. Hrsg. von Hans-Harald Müller und Mirko Nottscheid. Stuttgart 2016 (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, 6). – Vgl. ferner Wilhelm Scherer: Briefe und Dokumente aus den Jahren 1853 bis 1886. Hrsg. und kommentiert von Mirko Nottscheid und Hans-Harald Müller. Unter Mitarbeit von Myriam Richter. Göttingen 2005 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, 5); Hans-Harald Müller; Mirko Nottscheid: Der Briefwechsel zwischen Theodor Gomperz und Wilhelm Scherer. Eine Gelehrtenkorrespondenz aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. In: Anzeiger der philologisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 134 (1997–1999), 2. Teilband, S. 127–156; dieselben: Zum Briefwechsel zwischen Herman Grimm und Wilhelm Scherer. In: Jahrbuch der Brüder-Grimm-Gesellschaft 17–18 (2015), S. 77–90.

ter (Linz), Michael Baldzuhn (Hamburg), Lina Briks (Hamburg), Kristine Buchholz (Hamburg), Johan Corthals (Hamburg), Alexander Estis (Zürich), Vanessa Euler (Köln), Hartmut Freytag (Hamburg/Lübeck), Elisabeth Grabenweger (Wien), Kurt Heydeck (Berlin), Jana Ilgner (Hamburg), Klaus Lennartz (Hamburg), Thomas Maisel (Wien), Sebastian Meissl (Wien), Stephan Müller (Wien), Jolanda Poppovic (Wien), Christine Putzo (Lausanne), Heimo Reinitzer (Hamburg), Wilt-Aden Schröder (Hamburg), Cosima Schwarke (Hamburg), John Brian Walmsley (Bielefeld). Besonderen Dank schulden wir dem Forschungskontoristen Mirko Nottscheid und der Forschungskontoristin Myriam Isabell Richter.

Eine Anschubfinanzierung der Hamburger Akademie der Wissenschaften und die Projektförderung der Fritz Thyssen Stiftung haben die Edition ermöglicht.

# EINFÜHRUNG

Richard Heinzel – Wissenschaft und Lebensführung

## 1.

Wilhelm Scherer ist in der Wissenschaftsgeschichte bekannt; er hat die Germanistik in der Gestalt begründet, die, wengleich wegen ihrer zahllosen Aktualisierungen kaum noch erkennbar, im Wesentlichen bis heute besteht. Sein Freund und Kollege Richard Heinzel hingegen ist selbst in der Germanistik weithin unbekannt. Das wird sich sicher ändern. Die Ursache dafür wird vielleicht nicht einmal so sehr die Neubewertung seiner wissenschaftlichen Leistungen sein, zu der seine Briefe an Wilhelm Scherer auch einladen, sondern weit mehr die auf ihre Art faszinierende Gestalt Heinzels selbst, die in seinen Briefen erkennbar wird. Richard Heinzel war in Lebensführung und Wissenschaft ein durch und durch moderner Gelehrter, der an nichts glaubte – nicht einmal an die Wissenschaft. Darin unterschied er sich von Scherer. Doch darin nicht allein.

Der im Folgenden abgedruckte Briefwechsel Heinzels mit Scherer hat ein gravierendes Defizit: er ist kein richtiger Briefwechsel; 353 Briefen Heinzels stehen nur 7 zufällig überlieferte Briefe Scherers gegenüber. Scherers Briefe an Heinzel galten schon im Jahre 1909 als „unwiederbringlich verloren“<sup>1</sup>; die Ursache ist unbekannt. Wer Scherer als Briefschreiber kennenlernen will, kann sich die Briefwechsel mit Karl Müllenhoff oder Erich Schmidt anschauen, wer Heinzel kennenlernen will, hat keine andre Wahl als den vorliegenden Briefwechsel zur Hand zu nehmen, denn Heinzels reichhaltiger Nachlass wurde im Zweiten Weltkrieg vollständig vernichtet.

Wilhelm Scherer<sup>2</sup> wurde am 26. April 1841 als Sohn eines gräflichen Verwaltungsbeamten geboren, der bereits 1845 starb. Nach der Matura auf dem Akademischen Gymnasium (Herbst 1858) studierte er in Wien Deutsche und Klassische Philologie, Indogermanistik und Slawistik. Während des Studiums in Wien lernte er den zwei Jahre älteren Richard Heinzel kennen, der sich später als „ersten Schüler“<sup>3</sup> Scherers bezeichnete.

- 1 Vgl. Samuel Singer: Richard Heinzel. In: Ders.: Aufsätze und Vorträge. Tübingen 1912 [zuerst u. d. T.: Richard Heinzels Kleine Schriften. In: ZföG 60 (1909), S. 706–744, S. 884–896, S. 961–985, S. 1068–1083], S. 183–280, hier S. 189. Die Ursache für den Verlust der Briefe Scherers ist unbekannt: Heinzel hatte sie nach Scherers Tod Konrad Burdach für biographische Recherchen angeboten, vgl. den Brief Heinzels an Burdach vom 3.2.1890, ABBAW, Nachlass Burdach, Bestand „Schereriana“.
- 2 Zum Forschungsstand der Scherer-Biographie vgl. Hans-Harald Müller, Mirko Nottscheid (Hrsgg.): Disziplingeschichte als *community of practice*. Der Briefwechsel Wilhelm Scherers mit August Sauer, Bernhard Seuffert und Richard Maria Werner aus den Jahren 1876 bis 1886. Stuttgart 2016 (= Beiträge zur Geschichte der Germanistik, 6), S. 16–26.
- 3 Richard Heinzel: Rede auf Wilhelm Scherer, gehalten am 30. October 1886 im kleinen Fest-

Unzufrieden mit dem Germanistik-Ordinarius Franz Pfeiffer verließ Scherer im Frühjahr 1860 Wien und schrieb sich in Berlin ein, um bei den Professoren Karl Müllenhoff und Moriz Haupt „die Methode“<sup>4</sup> zu lernen. Nach Wien zurückgekehrt wurde Scherer im Mai 1862 promoviert, 1866 habilitiert und 1868 nach dem Tod Franz Pfeiffers zum Ordinarius für Deutsche Philologie berufen. Zum Wintersemester 1872/3 folgte er einem Ruf an die neu gegründete Universität Straßburg, 1877 dem Ruf auf einen eigens für ihn geschaffenen Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturgeschichte in Berlin.

Scherer war seit der Berliner Studienzeit in Gelehrtenkreisen, aber auch mit den Beamten in den zuständigen Kultusministerien bestens vernetzt. Den herausragenden wissenschaftlichen Erfolg verdankte er den beispielgebenden innovativen Leistungen, die er auf allen drei Gebieten des jungen germanistischen Fachs erbrachte. Noch während der Berliner Studienzeit entstand in Zusammenarbeit mit Karl Müllenhoff die Ausgabe der *Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII–XII Jahrhundert* (1864), in Wien die *Geschichte der deutschen Sprache* (1868) und in Berlin die *Geschichte der deutschen Literatur* (1883). Scherer starb am 6. August 1886 im Alter von 45 Jahren in Berlin.

Richard Heinzel, 1838 als Sohn einer Akademikerfamilie in Capo d'Istria geboren, wuchs nach dem frühen Tod (1839) seines Vaters unweit von Maribor (Marburg an der Drau) im Hause der gräflichen Familie von Schärffenberg auf, der seine Mutter als Erzieherin diente. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Maribor und Wien studierte er von 1856 an Klassische und Deutsche Philologie in Wien. Im Anschluss an die Lehramtsprüfung unterrichtete er zunächst als Supplent an Gymnasien in Triest, Wien und Linz (1861–1864). Infolge einer tätlichen Auseinandersetzung mit einem Kollegen wurde Heinzel aus dem Schuldienst entlassen und diente ein Jahr als Hofmeister der Fürstenfamilie Soutzo in Rumänien, bevor er Ende 1865 wieder in den österreichischen Schuldienst eintreten konnte. 1862 war er mit einer kommentierten Edition der Werke des sogenannten Heinrich von Melk promoviert worden. Bis zum Sommer 1868 unterrichtete er am Leopoldstädtschen Gymnasium in Wien, darauf erhielt er, auf Betreiben Scherers und Müllenhoffs, 1868 eine ordentliche Professur in Graz, von wo aus er schließlich, wiederum auf Betreiben Scherers, 1873 als dessen Nachfolger nach Wien berufen wurde.<sup>5</sup> Hier entfaltete er eine umfangreiche wissenschaftliche Publikationstätigkeit, die von der altfranzösischen über die deutsche bis zur altnordischen und altenglischen Sprache und Literatur des Mittelalters reichte. An der Wiener Universität lehrte Heinzel, seit 1879 wirkliches Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 1896 zum Hofrat ernannt, bis zu seinem Freitod<sup>6</sup> am 3. April 1905; zuvor waren ihm

saale der Universität Wien. In: Heinzel: Kleine Schriften. Hrsg. von Max Herrmann Jellinek u. Carl von Kraus. Heidelberg, 1907, S. 145–163, hier S. 146.

- 4 Scherer an Ludwig Speidel, Brief vom 27.5.1880. In: Briefe von Wilhelm Scherer. Mitgeteilt von Ludwig Speidel. In: Neue freie Presse, Nr. 8269, 4.9.1884, S. 1–4, hier S. 3.
- 5 Genauere Angaben mit Verweisen auf die entsprechenden Akten finden sich bei Heide Fuchs: Die Geschichte der germanistischen Lehrkanzel von ihrer Gründung 1850 bis zum Jahre 1912. Ein Beitrag zur Geschichte der Wiener Universität. Phil. Diss. Wien 1967, S. 127–131.
- 6 Da Heinzel über sie nichts mitgeteilt hat, lassen sich Motive für seinen Freitod allenfalls er-

bereits „die meisten der Ehren zuteilgeworden, die der Staat und gelehrte Gesellschaften an Forscher zu vergeben haben.“<sup>7</sup>

Die Briefe Heinzels setzen am Ende seiner Studienzeit ein. Die Ausgangspositionen Scherers und Heinzels wiesen Ähnlichkeiten und Unterschiede auf. Beide stammten aus dem gehobenen deutschliberalen Bürgertum, beide hatten in früher Kindheit den Vater verloren. Verschieden waren die Lebensformen, die sie in ihrer Jugend und Erziehung prägten. Scherer wuchs im Kreise einer bürgerlichen Familie – die Mutter hatte erneut geheiratet – auf, Heinzl in der Familie des Grafen von Schärffenberg, teils auf deren Gütern in Gams (Kamnica), teils in Graz, zeitweise auf dem Rosenhügel in Wien. Seine Mutter diente als Lehrerin und Gouvernante der gräflichen Kinder, die sie gemeinsam mit den eigenen auf- und erzog. Während der Studienzeit kamen sowohl Scherer als auch Heinzl mit Kreisen des Wiener Großbürgertums in Kontakt und nahmen am geselligen Verkehr in den Salons der Familien Todesco, Gomperz und anderer teil.<sup>8</sup> Sehr verschieden war die Vermögenssituation der beiden. Scherer verfügte aus der väterlichen Erbschaft über ein mäßiges Vermögen, das ihm die ungehinderte Verfolgung seiner beruflichen Interessen gestattete. Heinzl war nahezu mittellos; er empfand die Diskrepanz zwischen dem Lebensstil seiner Wiener Umgebung und den eigenen finanziellen Möglichkeiten als störend.

Scherer hatte das Studium in Wien 1860 abgebrochen und sich zielstrebig nach Berlin in die Schule Karl Müllenhoffs begeben, um Wissenschaftler zu werden. Heinzl musste aus finanziellen Gründen das Lehramt an Gymnasien anstreben,

schließen. Mitteilungen aus dem Kreis seiner Familie und seiner Kollegen lassen vermuten, dass vor allem zwei Umstände ihn zum Freitod bestimmten. Zum einen litt er unter einer progredienten Netzhautablösung, die ihn eine Erblindung befürchten lassen musste. Zum anderen stand eine grundlegende Veränderung seines Lebens bevor. Heinzl war im Alter von 67 Jahren die Verbindung mit einer österreichischen Adligen eingegangen, die er zu heiraten beabsichtigte. Die Verlobung mit ihr stieß in der Familie von Heinzels Bruder, in der er die vergangenen Jahrzehnte gelebt hatte, auf erbitterte Ablehnung.– Details hierzu bei Jolanda Poppovich: 24 Stunden bis zum Ende. Richard Heinzl (1838 bis 1905) – Eine Spurensuche. In: *Auskunft* 65 (2015), S. 99–109. Die auf Rudolf Much zurückgehende und zuletzt von Peter Wiesinger kolportierte Auffassung, „Heinzl habe seine künstlerisch-intuitiven Neigungen und Ansichten mit dem methodisch streng eingehaltenen, objektiven, faktenbezogenen Positivismus nicht länger vereinbaren können und deshalb einen Schlussstrich gezogen“, entbehrt jeder Grundlage. Vgl. Peter Wiesinger, Daniel Steinbach: *150 Jahre Germanistik in Wien. Außeruniversitäre Frühgermanistik und Universitätsgermanistik*. Wien 2001, S. 49.

7 Carl von Kraus: Richard Heinzl. In: *Österreichische Rundschau* 4 (1905) S. 241–253, hier S. 241.

8 Zur Beziehung zwischen Scherer und Gomperz vgl. Hans-Harald Müller, Mirko Nottscheid: Der Briefwechsel zwischen Theodor Gomperz und Wilhelm Scherer. Eine Gelehrtenkorrespondenz aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. In: *Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* Jg. 134 (1997–1999) 2. Teilband, S. 127–156.– Heinzels Nichte Ada schrieb nach dem Tod ihres Onkels eine biographische Skizze, in der es u. a. heißt: „Aus meiner Kindheit erinnere ich mich seines gesellschaftlich bevorzugten eleganten Weltlebens – in den Kreisen der großen jüdischen Familien, besonders Wertheimstein und Todesco und den gebildeteren Professoren.“ Brief von Ada Heinzl an Carl von Kraus vom 19.4.1905; Bayerische Staatsbibliothek München, NL Krausiana I. – Zum Kontext vgl. Karlheinz Rossbacher: *Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle*. Wien u. a. 2003 (= *Literatur und Leben*, 64).

war sich seiner Zukunft im Übrigen aber ungewiss. Er wusste nicht, ob er überhaupt Wissenschaftler werden wollte und bezweifelte, dass seine Begabung für den Beruf eines Germanisten ausreichte – diese Zweifel verließen ihn nie. Überdies aber hielt sich auch seine Liebe zur deutschen Literatur des Mittelalters in engen Grenzen. Heinzel war von der klassischen griechischen, lateinischen und der Literatur der Romania geprägt; von den ästhetischen Qualitäten der mittelalterlichen deutschen Literatur zeigte er sich nicht überzeugt. Darüber stritt er mit Scherer, dem er im Dezember 1861 auf Latein mitteilte:

*Ad pristinam rixam nostram revector. Aperte confiteor, non posse me animum inducere, ut penitus me ingurgitent in poetarum veterum Germanorum scriptis, in eas, quod virium in me sit, conferam, cum semper mihi ante oculos obversetur praeclarus ille ac nobilis Graecorum Romanorumque ordo qui et ipsi summa aspientiae atque in dicendo venustatis attigerunt et a viris longe devotissimis sagacissimis ingeniosissimis talis cura eis praestita est, quare in nostrates versifices non posse collocari arbitror.*<sup>9</sup>

Auf deutsch bekräftigt er kurz darauf, ein wenig hochfahrend: „Gegen die Alten sind die übrigen Poeten und Historiker doch insgesamt Profanscribenten.“<sup>10</sup> Seine Lage fasste er 1862 in dem Satz zusammen: „Mir schwebt kein schönes Ziel vor Augen, keine leuchtende Idee stellt sich mir auffordern [!] voran, die ein Licht werden könnte und eine Freude für viele Zeitgenossen.“<sup>11</sup> Hier wird ein grundlegender Unterschied deutlich, der Heinzel in der Auffassung der deutschen Sprache und Literatur von den deutschen Germanisten des 19. Jahrhunderts, aber auch von Scherer, trennte. Sein Schüler Jakob Minor charakterisierte ihn so: „Kein gelehrtes, aber auch kein nationales oder politisches Vorurteil hat ihm jemals den scharfen Blick für die Tatsachen getrübt. Er war ein durch und durch moderner Mensch, der auch das deutsche Altertum durch keine romantische Brille betrachtete, sondern es in das hellste Licht des gegenwärtigen Tages rücken wollte.“<sup>12</sup>

Dass Heinzel als Gymnasiallehrer nicht allein an der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der mittelhochdeutschen Literatur,<sup>13</sup> sondern auch an der Idee einer wissenschaftlichen Laufbahn festhielt, hatte mehrere Ursachen. Die wichtigste war die Freundschaft mit Scherer. Heinzel und Scherer verband seit der Studienzeit nicht allein „eine gewisse rücksichtslose Ehrlichkeit im Suchen nach Wahrheit“<sup>14</sup>, sondern eine intensive, emotionale Freundschaft, die fürsorgliche und zärtliche

9 Nr. 16 (6.12.1861).– „Zu unserem früheren Streit komme ich noch einmal zurück: Ich bekenne offen: ich bin nicht fähig, es dahin zu bringen, mich auf die Schriften deutscher Dichter der Vergangenheit zu stürzen und all meine Kraft auf sie zu verwenden, während mir stets vor Augen schwebt die berühmte und edle Schar von Griechen und Römern, die selbst das Höchste an Weisheit und Anmut der Rede erreicht haben und die von den getreuesten, scharfsinnigsten und begabtesten Männern so große Aufmerksamkeit erfahren haben, weshalb ich glaube, dass sie nicht neben unsere einheimischen Versschmiede gestellt werden dürfen.“

10 Nr. 18 (18.2.1862); vgl. auch Nr. 27 (9. u. 20.2.1863).

11 Nr. 18 (18.2.1862).

12 Jakob Minor: [Nachruf auf Richard Heinzel]. In: Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 55 (1905) S. 313–316, hier S. 316.

13 Dass Gymnasiallehrer wissenschaftlich arbeiteten und (vor allem in Schulprogrammen) publizierten, war im 19. Jahrhundert üblich.

14 Nr. 28 (28.2 u. 5.3.1863).

Züge aufwies. Heinzel bat den in Berlin vielbeschäftigten Scherer, er möge sich mit der Korrespondenz keinen Zwang antun, „dass deine Briefe mich ungemein freuen und ich sie durchstudiere und jedes Wörtchen auskostete mehr als irgend einen Lieblingsautor, das glaubst du mir wol und ebenso bitte ich dich zu glauben, dass, wenn du längere Zeit sistierst meine Gedanken sich doch dir häufig zuwenden und mit einer Menge Entschuldigungsgründen für dein Nichtschreiben bereit sind.“<sup>15</sup> Scherer erwähnte in seinen Briefen an Karl Müllenhoff die Freundschaft mit Heinzel häufig und hob hervor: „Mit ihm kann ich eben alle meine Interessen besprechen.“<sup>16</sup> Scherer war in wissenschaftlichen Dingen stets Heinzels Vorbild, „Anreger und Ermahner“, „ideales Beispiel“ für die, wie er schrieb, „vollkommenste Art zu lernen, und dann, nachdem Du Dein Leben den Musen und Wissenschaften geweiht hattest, für die Art, wie man im Leben Ernst und Spaß verbindet.“<sup>17</sup>

Wie viel ihm der Zuspruch Scherers bedeutete, hob er in einem Brief vom Herbst 1863 hervor:

Wenn du die Absicht hattest mich durch deinen letzten Brief zu erfreuen und zu kräftigen, so hast du sie wol vollkommen erreicht. Noch mehr aber freute es mich, aus jedem deiner Worte zu sehen, dass es dir eine Genugthuung war, mir so Willkommenes sagen zu können. Aus ganzem vollen Herzen danke ich dir; gerade in diesem Moment war mir dein Brief mit seinem deutlichen Hinweis auf eine geordnete, zusammenhängende Thätigkeit für die Zukunft und der Aufforderung zu einer reinlichen Abschliessung des schon Begonnenen, sehr woltuend.<sup>18</sup>

Während der häufigen Aufenthalte Scherers in Wien kam es zu intensiven Diskussionen mit Heinzel, den er zu bewegen suchte, ihm nach Berlin zu folgen. Heinzel lehnte den Vorschlag ab, so verlockend er ihm schien.<sup>19</sup> Als Grund gab er zunächst seine Mittellosigkeit an, erklärte dann aber: „Dazu treten allerdings noch jene Gründe, die ich schon einmal vorgebracht habe. Eine ganz besondere Begabung müsste mir Gewähr leisten für die vielen Gefahren in die meine ganze Existenz geraten würde, meine materielle wie moralische. In wirklicher Armut oder Abhängigkeit gieng ich bald zu Grunde[.] – Diese Begabung ist nicht in mir und so kann ich nicht deinem Vorschlag folgen, es wäre Thorheit, es wäre Wahnsinn von mir.“<sup>20</sup> Kaum ein Jahr später schrieb er: „Ich darf nicht daran denken, wie schön und wol-

15 Nr. 9 (31.12.1860).

16 Briefwechsel zwischen Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer. Im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit einer Einführung von Edward Schröder. Berlin und Leipzig 1937. (= Das Literatur-Archiv, 5), Nr. 52, S. 150, Sylvester 1865.

17 Nr. 16 (6.12.1861).

18 Nr. 33 (26.10.1863).

19 Einen entsprechenden Vorschlag hatten ihm seine Mutter und sein Bruder bereits zuvor gemacht, vgl. Nr. 8 (10.11.1860): „Meine Mutter und mein Bruder schlugen mir vor nach Berlin zu gehen und dort 1, 2 Jahre zu studieren und darauf mich irgendwo zu habilitieren. Manches hinderte mich daran, obwol ich in d. 1sten Überraschung d. Vorschlag beinahe angenommen hatte: Zweifel in mein Talent, die unsichere Lage, in der ich mich nach dieser ein od 2jährigen Abwesenheit befinden würde und Bedenken meinen Angehörigen auf so ungewisses Resultat hin so viel zu kosten. Nach 2tägigen Deliberieren schlug ich es aus. Dass deiner Anwesenheit in Berlin hiebei viel gedacht wurde, kannst du wol glauben.“

20 Nr. 19 (12.3.1862).

tätig sich das Geschick hätte wenden können, wie anders und wie besser auch es mit mir stünde, wenn es mir vergönnt gewesen wäre mit dir, und ich darf wol sagen mit deinen Sporen in den Seiten in Berlin ein oder 2 Jahre zu leben.“<sup>21</sup> Die Idee eines gemeinsamen Studiums in Berlin blieb, wie Heinzel schrieb „leider nur ein Traum. Denn kaum kann ich es mir läugnen, dass jetzt schon unsre Differenz sehr nahe an den Gegensatz zwischen ruhiger Bildung und ruhelosen Dilettantismus streift./“<sup>22</sup>

Scherer gelang es bei seinen Aufenthalten in Wien und mit Hilfe seiner Briefe aus Berlin offensichtlich, Heinzel zu ermutigen und ihn zu mehr oder minder kontinuierlicher wissenschaftlicher Arbeit anzustiften. Heinzel jedoch entschied sich nicht für die Wissenschaft; er wurde von Scherer gewissermaßen in sie hineingezogen – nicht in die ‚altdeutsche Philologie‘ seiner Zeit, sondern in eine Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur, die es, wie Scherer bereits 1865 gefordert hatte,<sup>23</sup> erst zu schaffen galt.

Gleichzeitig warb Scherer für den Freund schon bei seinem Lehrer Müllenhoff: „Ich habe ihm [Heinzel] zugeredet, Ihnen von seinen literarischen Plänen selbst zu schreiben und Ihren Rat einzuholen, was er auch nach einigem Sträuben – Sie könnten das für Aufdringlichkeit halten, meinte er – versprach. Ich glaube, er ist durchaus auf gutem Wege. Und hat vielmehr Verdienst dabei als ich, wenn ich es bin. Weil er nicht in Berlin gewesen ist.“<sup>24</sup> Heinzels Dissertation über den sogenannten Heinrich von Melk pries Scherer gegenüber Müllenhoff bereits, als diese noch in statu nascenti war: „sie wird zu schließen nach dem, was er mir mitteilt, ganz vortrefflich. Das wird mit dem genauen Eingehen auf die sachliche Interpretation eine Frucht unserer *Denkmäler* wie wir sie uns kaum besser wünschen können.“<sup>25</sup> Der Bezug auf die von Müllenhoff und Scherer herausgegebenen *Denkmäler* sollte Heinzel als Mitglied der wissenschaftlichen ‚Familie‘ einführen, als das Müllenhoff und er ihn in Zukunft auch behandelten. Müllenhoff charakterisierte Heinzels Dissertation als „gelehrt, eindringend, überzeugend und lehrreich“.<sup>26</sup> Auch für eine noch nicht abgeschlossene Untersuchung Heinzels über die Quellen von Gottfrieds *Tristan*<sup>27</sup> warb Scherer bei Müllenhoff und Moriz Haupt; sie sollte in die *Zeitschrift für deutsches Altertum* aufgenommen werden, das Blatt der ‚Berliner Schule‘ der Germanistik.<sup>28</sup>

21 Nr. 28 (28.2 u. 5.3.1863).

22 Ebd.

23 Vgl. Wilhelm Scherer: Jacob Grimm. Zwei Artikel der Preußischen Jahrbücher aus deren vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Bande besonders abgedruckt. Berlin 1865, S. 166–167.

24 Scherer an Müllenhoff Nr. 27 (27.9.1864). In: Briefwechsel zwischen Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer (Anm. 16) S. 73.– Bereits im Frühjahr hatte Scherer Müllenhoff über Heinzel geschrieben: „Es wäre für ihn von ungemeinem Vorteil, wenn er auch nur ein Semester nach Berlin könnte. Bloß bei Pfeiffer Collegien gehört haben, ist so gut als Autodidakt sein.“ Nr. 21 (7.4.1864).

25 Scherer an Müllenhoff, ebd. Nr. 50 (1.12.1865).– Vgl. auch Nr. 75 (5.5.1867) S. 209: „Wenn nur der Heinrich von Melk endlich erscheinen könnte! Es wäre der Akademie gegenüber und für die etwa nöthige weitere Behandlung von der größten Wichtigkeit, daß die Arbeit vorläge, die als eine Erstlingsarbeit sich gewiß vor vielen sehen lassen darf.“

26 Ebd. Müllenhoff an Scherer Nr. 81 (19.8.1867) S. 228.

27 Gottfrieds von Straßburg Tristan und seine Quelle: ZfdA 14 (1869), S. 272–447.

28 Vgl. Scherer an Müllenhoff Nr. 79 (26.6.1867). In: Briefwechsel zwischen Karl Müllenhoff und

Es waren indes nicht allein Scherers Zuspruch und Unterstützung, die Heinzel an der wissenschaftlichen Arbeit wie an der Idee einer wissenschaftlichen Laufbahn festhalten ließen – es war auch und insbesondere seine tiefe Abneigung gegen ein Dasein als Gymnasiallehrer, vielleicht auch gegen eine bürgerliche Existenz schlechthin. Unmittelbar nach dem Lehramtsexamen schrieb er Scherer („mon cher“) von der „Angst vor der Erbärmlichkeit, der Kleinlichkeit, der Bornirtheit“ die ihn umtrieb:

Dass ich ihr nicht selbst an heim falle, dass ich immer von allen Dingen des wirklichen ordinaeren Lebens sagen kann „es liegt nicht viel dran“, das habe ich immer angestrebt, das hat mir auch das wahre Behagen am Glück an der Freude oft gestört und mir die Wahrheit der Dinge zu suchen als höchstes Ziel hingestellt. Mein Talent dazu ist gering und schwach, die Lust gross und so brauche ich in diesen Dingen mehr als andere Berather, Helfer, theilnehmende Freunde und so stört mich auch mehr als andre die tägliche unausweichliche, amtliche Beschäftigung.<sup>29</sup>

Bereits von seiner ersten Stelle als Ersatzlehrer in Triest teilte Heinzel Scherer mit, wie sehr er sich „gegen die Miserabilität aus Leibeskräften wehre, die mir heranrückt wie ein Fliegenschwarm in Gestalt von Disciplinarvergehen, Pensacorrecturen, Scharmützel mit dem Director, widerspänstigen Studierlampen, missratenem Thee und dgl.“<sup>30</sup> Zwei Jahre später, als Gymnasiallehrer in Linz, meinte er schon „die Fäden zu spüren, mit denen das Philistertum mich langsam aber sicher zu umschlingen beginnt“ und kommentierte das mit den Sätzen:

[B]ei Gott, es ist nicht meine Ansicht, dass es so sehr schade um mich wäre, da ich nicht die Kraft habe auf freieren Bahnen je etwas Bemerkenswerthes zu leisten; ich würde mich nicht so sehr dagegen sträuben, und wenn es sein muss, auch Ausschuss an unserm Geselligkeitsverein werden und Mitglied der Liedertafel und mich für die langen Winterabende zu Whistpartien einladen lassen, um zu Hause nicht zu viel Holz und Licht zu verbrennen; – aber mir fehlt die kindliche Unschuld und Herzensreinigkeit; ich würde dennoch nie ein in sich vergnügter Philister werden; höchstens eine inferiore Gattung, auf die die Prachtexemplare mit Stolz herabsehen würden.<sup>31</sup>

Seine Stimmung fasste Heinzel 1863 in dem Satz zusammen: „Manchmal drängt es mich irgend einen Scandal anzustellen, z. E. einen Geistlichen zu prügeln; um nur versetzt oder entlassen zu werden, und aus den vertrackten Verhältnissen hier herauszukommen, die eigentlich und das ist das Böse, recht angenehm und bequem sind, mich aber doch ruinieren.“<sup>32</sup> Eineinhalb Jahre später berichtete er Scherer in gesetzten Worten:

Neulich hörte ich von der Ohrfeigengeschichte in Hall, dass nämlich ein junger Mann eine Dame aus Berlin gegen einen Marine Offizier in Schutz genommen und letzterem auf offener Promenade 2 Ohrfeigen gegeben habe. Wärest du dieser junge Mann gewesen, so fände wirklich eine staunenswerte Sympathie zwischen uns statt, denn heute sah ich mich gezwungen im Conferenzzimmer vor allen Collegen und dem Director dem Prof. Biehl (du sahst ihn im Conf.

Wilhelm Scherer (Anm. 16) S. 220–221. Hier bat Scherer Müllenhoff sogar, dieser möge Moriz Haupt bitten, sich bei Theodor von Karajan für Heinzel bei der Wiener Akademie einsetzen.

29 Nr. 8 (10.11.1860)

30 Nr. 10 (6.2.1861).

31 Nr. 27 (9. u. 20.2.1863).

32 Ebd.

zimmer) eine Ohrfeige zu geben (leider in Handschuhen). Ich habe keine Idee wie die Sache ablaufen wird. Jedesfalls ohne Duell; dazu ist B. zu sehr Aristoteliker. Bist du übrigens der obige ‚junge Mann‘ so hast du einen ungeheuren Vorrang vor mir, denn nicht nur war die Ausföhrung viel stilvoller, auch das Motiv war ein geschmackvolleres als bei mir.<sup>33</sup>

Heinzel und sein Widersacher wurden unverzöglieh aus dem Schuldienst entfernt. Heinzel trat eine Stelle als Hofmeister beim Fürsten Soutzo in der Walachei, in der Nähe von Rustschuk (Ruse) an. Das Leben auf dem flachen Land und in der weit verzweigten polyglotten Familie des Fürsten, mit dessen Frau ihn eine langjährige Freundschaft verband, schilderte Heinzel in seinen Briefen an Scherer pointiert und pittoresk. Bereits in seinem ersten Brief aus der Walachei zog er Bilanz: „Um mit einem Wort die Hauptsache abzuthun. Ich habe für die Wissenschaft, oder das was ich meine wissenschaftliche Beschäftigung nannte, mehr verloren und für das Leben mehr gewonnen, als ich gedacht habe.“<sup>34</sup> Heinzel arrangierte sich mit seiner Existenz als Hofmeister, verfolgte die wissenschaftliche Arbeit allenfalls sporadisch, schrieb zwei Novellen und las sich durch die europäische Literatur in der Bibliothek des Fürsten. Nach einem Jahr konnte er in den Schuldienst zurückkehren, zunächst als Supplent, seit 1866 als Professor am Realgymnasium in Wien Leopoldstadt. Die Beunruhigung, er könne sich der Philisterexistenz eines Gymnasiallehrers akkommodieren, war indes nicht gewichen.<sup>35</sup>

Heinzels Lebenslage änderte sich noch einmal gründlich, als er am 16. Juli 1868 zum ordentlichen Professor für Deutsche Philologie an der Karl-Franzens-Universität in Graz ernannt wurde. Nach der Lehramtsprüfung 1860 war Heinzel, wie üblich ohne Promotionsschrift, 1862 promoviert worden; seine Dissertation wurde erst 1867 gedruckt.<sup>36</sup> Bereits 1864 hatte Heinzel Müllenhoffs und Scherers *Denkmäler* gemeinsam mit Scherers Abhandlung *Über den Ursprung der deutschen Literatur* rezensiert;<sup>37</sup> außerdem publizierte er 1868 eine umfangreiche Charakteristik von Leben und Werk Gottfrieds von Straßburg<sup>38</sup>. Heinzel war nicht habilitiert, aber die Berufung auf eine ordentliche Professur war in der Situation der österreichischen Germanistik um diese Zeit auch mit einem solchen Qualifikationsprofil nicht ungewöhnlich.

33 Nr. 50 (30.7.1864).

34 Nr. 51 (12. u. 20.10.1864).

35 Vgl. Nr. 59 (23.12.1867): „Ich könnte, fürchte ich, ganz gut so fort leben ohne je mehr mit Anstrengung und Vorsicht zu denken – ich fühlte wol hie und da in stürmischen oder müssigen Stunden ein leises Unbehagen –, aber im Grossen und Ganzen wäre das Behagen an der geistigen und körperlichen Bequemlichkeit in der ich lebe grösser als alle künstlichen Bedürfnisse die ich meinem Geiste mühsam genug angewöhnt habe.“

36 Heinrich von Melk. Hrsg. von Richard Heinzel. Berlin 1867.

37 Richard Heinzel: Aus fünf Jahrhunderten deutscher Literatur [Rez. zu: Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer (Hrsg.): *Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.–XII. Jahrhundert*. Berlin: Weidmann, 1864; Wilhelm Scherer: *Über den Ursprung der deutschen Litteratur*. Berlin: G. Reimer, 1864]. In: *Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben*. Beilage zur k. Wiener Zeitung, Jg. 1864, Bd. 4, S. 848–852 u. 874–881.– Wieder abgedruckt in Heinzel: *Kleine Schriften*. Hrsg. von M. H. Jellinek und C. von Kraus. Heidelberg 1907, S. 14 ff.

38 Richard Heinzel: *Über Gottfried von Straßburg*. In: *ZföG* 19 (1868), S. 533–563.